

Bootsflüchtlinge Jährlich sterben tausende MigrantInnen bei der gefährlichen Überfahrt von Afrika nach Europa. Viele bleiben namenlos. Nun haben sich die Angehörigen der Opfer einer Überfahrt vom August 2009 zusammengetan.

”Fahrt doch nach Hause “

Von Angela Huemer, Frankfurt

Der 4. Juli war nicht so heiss wie die Tage zuvor. Zumindest nicht in Frankfurt, wo die grösste eritreische Gemeinde Deutschlands zuhause ist. An jenem Sonntag versammelten sich in der Frankfurter St. Hedwig-Kirche rund 300 EritreerInnen und einige Deutsche. Der Anlass: Ein eritreischer Priester war aus Rom angereist und hielt eine ökumenische Trauerfeier für 77 tote Bootsflüchtlinge, die im August 2009 auf einer Irrfahrt von Libyen nach Europa ums Leben kamen.

Einige der Angehörigen waren anwesend. Sie sind aus Süddeutschland, den Niederlanden und Britannien angereist. Aus Bonn kam G.*. Einer der toten Bootsflüchtlinge war ihr Halbbruder. G. lebt seit über zwanzig Jahren mit ihrer Familie in Deutschland. Sie hatte die Trauerfeier angeregt und organisiert.

5 von 82

G.s Halbbruder war zusammen mit 81 weiteren Flüchtlingen am 28. Juli 2009 aus Libyen in einem einfachen Gummiboot losgefahren. Sie kamen mehrheitlich aus Eritrea, wo viele vor der restriktiven Wehrpflicht flüchten, aber auch aus Äthiopien und NiG.a. Nur vier junge Männer und eine Frau überlebten die Fahrt. Die anderen verhungerten, verdursteten oder ertranken. Wann genau ihr Halbbruder starb, weiss G. nicht, vermutlich Mitte August. Die Körper der 77 Toten wurden nie geborgen.

Während der über dreiwöchigen Irrfahrt waren immer wieder Schiffe nahe an ihrem Gummiboot vorbeigefahren – ohne Hilfe zu leisten, wie es das internationale Seerecht vorschreibt. Erst am 21. August wurden die fünf einzigen Überlebenden von der italienischen Küstenwache geborgen. Zwei Tage zuvor waren sie bereits von einem Schiff der Marine von Malta angehalten worden. Doch die Matrosen hatten den ausgezehrten Flüchtlingen nur einige Flaschen Wasser gegeben, sie angewiesen, «nach Hause» zu fahren und sie dann im Stich gelassen. Später veröffentlichte die maltesische Marine ein Foto des Gummibootes – als Nachweis, dass die fünf wohlauf und handlungsfähig gewesen seien.

G. hatte in jenem Juli Eritrea besucht. Nach ihrer Rückkehr versuchte sie, ihren Halbbruder in Libyen zu kontaktieren. Er sei nicht da, sagte man ihr. Sie insistierte und rief in den folgenden Tagen immer wieder an, bis sie schliesslich hörte, dass er in einem Boot losgefahren war. Nach einigen Mühen gelang es ihr, mit dem Schlepper zu sprechen, der ihr wiederum versicherte, dass die Flüchtlinge «gerade wohlbehalten in Malta angekommen» seien. Tatsächlich hatte der Schlepper kurz zuvor einen Anruf vom Satellitentelefon erhalten, das man den Flüchtlingen mitgegeben hatte. Allerdings war es ein Notruf: Der Treibstoff ging zur Neige und der Schlepper riet den Schiffbrüchigen, Malta anzupeilen. Dann brach die Verbindung ab.

G. kontaktierte den Flüchtlingsrat in Köln, den Suchdienst des Roten Kreuzes, den Malteserorden. Nichts. Weitere Angehörige schlugen unabhängig voneinander Alarm, so auch Esaias* aus Britannien, der seinen Bruder vermisste. Nach der Rettung durch die italienische Küstenwache dann die Gewissheit: G.s Halbbruder, Esaias Bruder und 75 weitere waren tot.

Mithilfe der Organisation Borderline Europe reiste G. nach Sizilien und traf die Überlebenden. Die Staatsanwaltschaft in Agrigent erhob Anklage gegen Unbekannt wegen «unterlassener Hilfeleistung». Auch G. tritt als Zeugin auf. Ob es in diesem Fall überhaupt zu einem Prozess kommen wird, ist bis heute unklar.

Kein Wort aus Malta und Italien

Nach dem Unglück traten die Angehörigen der Opfer miteinander in Kontakt. Sie sind in der ganzen Welt zerstreut, leben in Kanada, den USA, in Australien und Europa. Gemeinsam verfassten sie ein Protestschreiben an den Rat der Europäischen Kommission für Menschenrechte in Strassburg. Darin warfen sie Fragen auf wie: Warum wurde das Flüchtlingsboot trotz moderner Radarsysteme und Satellitenüberwachung nicht entdeckt und gerettet? Und sie stellten fest: Das Leben ihrer Angehörigen hätte gerettet werden können, wenn die Flüchtlinge als Menschen und nicht als «illegale afrikanische Immigranten» betrachtet worden wären.

Der EU-Menschenrechtskommissär Thomas Hammerberg richtete wenige Tage, nachdem der Vorfall bekannt geworden war, offizielle Anfragen an Italien und Malta. Da keine ausreichende Aufklärung erfolgte, wiederholte er seine Anfrage im Dezember und veröffentlichte in den Medien den Brief. Wieder ohne Ergebnis.

Seit letzten Sommer haben sich auf G.s Initiative hin weltweit hunderte Angehörige der Opfer vernetzt. Sie versuchen, die Geschichten und Schicksale der Toten und ihrer zuhause verbliebenen Familien zu dokumentieren und einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

In Frankfurt trafen sich nun viele Angehörige erstmals persönlich. Auch Stefan Schmidt reiste zur Gedenkfeier. Der Mitbegründer von Borderline Europe und ehemalige Kapitän des Frachtschiffs «Cap Anamur» hatte 2004 vor der Insel Lampedusa 37 Flüchtlinge aus Seenot gerettet und war vom italienischen Staat daraufhin wegen Schlepperei angeklagt worden. Erst letzten Oktober wurde er freigesprochen.

Die fünf Überlebenden selbst konnten nicht an der Feier teilnehmen. Zur Anreise aus Italien fehlten ihnen Geld und die nötigen Papiere.

*Name von der Redaktion geändert

Infos: www.borderline-europe.de